

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 44 (1957)
Heft: 24

Artikel: Stand und Geschichte der Rechtschreibung : Buchstaben, Silben oder Bilder?
Autor: Heyd
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-540095>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Situation des Schülers an neutralen Staatsschulen.»

Diskussionsbeiträge für die Aussprache: Dr. med. W. Furrer, Leiter der psychiatrischen Station des Kantonsspitals in Luzern, wird die Lage des Schülers vom psychiatrischen Standpunkt aus beleuchten; Frau Prof. Jos. Steffen, Luzern, wird aus der Sicht einer Frau und Mutter über das Problem sprechen.

Abends 17.30 Uhr: Gemeinsame Feier der Abendmesse in der Jesuitenkirche (Sakristei).

Der Präsident: Dr. Alfred Stöcklin, Basel

Stand und Geschichte der Rechtschreibung*

Buchstaben, Silben oder Bilder?

dr. Heyd

Was ist unsere schrift heute – was war sie ursprünglich? Werfen wir einen kurzen blick in die schriftgeschichte: Das ursprüngliche war wohl bei allen urvölkern die bilderschrift, daraus später die wortschrift (in der je ein zeichen ein wort «darstellte»), dann die silbenschrift und erst in relativ junger zeit die buchstabenschrift entstanden. Diese buchstabenschrift haben die mittel- und westeuropäischen sprachen indirekt von den phönitiern, direkt von den römern, also aus der lateinischen sprache, übernommen. (Diese darstellung ist bestimmt mehr vereinfacht, als es das gewissen eines filologen billigt, aber eben so vereinfacht, wie es der uns zur verfügung stehende raum erlaubt.) Diese lateinische sprache hatte eine reine buchstabenschrift, denn jedes lautzeichen entsprach in fast völliger reinheit auch einem laut – überschneidungen, wie wir sie heute in jeder sprache – und in der eng-

lischen am frappantesten – finden, gab es damals, gab es auch in der frühen deutschen zeit nicht.

Erst in der zeit einer gemeinsprache für alle deutschen stammessprachen – also seit der zeit Luthers und Gutenbergs – treten die lautzeichenvermischungen in der deutschen sprache auf. Und heute stehen wir vor beinahe demselben fänomen, vor dem die engländer stehen: wir haben keine buchstabenschrift, auch keine silbenschrift mehr, sondern schon wieder eine art wortschrift. Das reine «lautieren», das heißt das schreiben nach dem reinen laut, wie ihn die hochsprache oder auch nur die gepflegte, noch dialektbeeinflusste umgangssprache vorschreibt, ist in unserer sprache nicht mehr möglich. Wollten wir danach schreiben, dann müßten wir das s vor t und p als sch schreiben, wenn es im anlaut steht, wir müßten ei immer als ai schreiben – und vor allem würden wir alle dehnungszeichen überhören, also auch nicht schreiben. Denn wir «lautieren» ja nicht l-i-e-d, sondern l-i-d, und nicht l-i-e-b-e-n, sondern l-i-b-e-n.

Eines haben wir bei dieser betrachtung schon erkannt: wie sollte aus diesem dilemma – aus der unglücklichen «wortschrift» wieder die so vorteilhafte buchstabenschrift zu finden – herauszukommen sein, ohne rigorose eingriffe in das so – als wortschrift, als wortganzes – gewordene und gewohnte, vertraute schrift«bild»?

Die schule – wenigstens meines wissens die deutsche schule – hat aus diesem gegenwärtigen zustand schon konsequenzen gezogen – für das lernende kind recht vorteilhafte, für die schriftwiedergabe der sprache und für eine gesunde weiterentwicklung recht fragwürdige konsequenzen –, indem sie die sogenannte «ganzheitsmethode» inaugurierte. Ich sagte schon: eine recht vorteilhafte, begrüßenswerte methode, die aber den zustand unserer schrift ins grellste licht bringt. Suchen wir, was bei diesem zustand noch zu retten sein könnte, um wenigstens einen teil jener reinen buchstabenschrift wiederzuerlangen, den wir heute so bitter vermissen.

Dabei werden wir zunächst absehen müssen von einem schritt zur *reinen* darstellung der vokale und der diftonge – wir werden um so mehr unser augenmerk auf die darstellung der lautquantität (dehnung oder kürzung) richten müssen, wir werden auch da und dort die konsonanten genauer betrachtung unterziehen. Dessen sind wir uns bewußt, daß eine änderung zu gunsten einer buchstaben-

* Siehe Nr. 22/23 vom 15. März/1. April 1948.

schrift nicht so weit gehen kann, daß daraus ein ganz neues alphabet entstünde. Die not ist oft erkannt worden. Viele haben sich um eine optimale lösung bemüht. Ein maximum erreichten dabei jene reformfreunde, die unser gegenwärtiges system mit der größtmöglichen zahl lautzeichen ergänzen und so die einheit von laut und zeichen wiederherstellen wollen. Das ist zweifellos eine perfekte und ideale lösung von der sprache und vom sprechen her gesehen – das bedeutet aber eine völlige umgestaltung unserer schrift. Auch jene einfachen systeme, die sich mit wenigen solcher ergänzender zeichen begnügen, greifen in den lautzeichenbestand zu tief ein. Selbst wenn wir uns über alle sentiments und alle zwangsvorstellungen, die uns heute noch der schrift gegenüber beherrschen, freimachen können und ihren zweck ganz nackt und klar sehen, wird uns, eben von zweck und materieller, von praktischer und rationaler einsicht her, ein solcher grundsätzlicher eingriff diesen einsichten widersprechend, wenig sinnvoll, wenn auch wahrscheinlich filologisch ideal gelöst, erscheinen.

Da wir den wortschatz aber auch nicht aus dem rationalen, etymologischen zusammenhang reißen können – ohne damit den zusammenhalt und den logischen aufbau der sprache zu stören, wenn nicht zu zerstören – und auch nicht wollen, werden auch alle jene eingriffe von vorneherein ausscheiden, die auch nur an die grenze dieses bereiches heranreichen. Grenzen wir so das mögliche aus dem gesamtwunsch ab, dann finden wir in den *deutschen* stammwörtern (die fremdwörter werden hier ausdrücklich ausgeklammert, sie müssen aber an anderer stelle auch unter diesem gesichtspunkt betrachtet werden) nur noch wenig – und doch scheint es den gegnern zu viel – anzugreifen:

Einmal sind das die dehnungszeichen, zum anderen das v in deutschen wörtern, daneben blieben zu betrachten dt und tt, ß, tz, qu, ck und die drei gleichen konsonanten bei wortzusammensetzungen.

Klammern wir die konsonantenfrage zunächst aus, dann bleiben bei den vokalen nur noch die dehnungszeichen, die sich gegenwärtig aus den möglichkeiten: dehnung mit h, dehnung mit e, dehnung mit doppeltem vokal und dehnung ohne dehnungszeichen zusammensetzen. Vier möglichkeiten – und keine kann recht befriedigen, denn diese dehnungszeichen sind nicht nur dazu da, die vokalquantität zu bezeichnen, sie sollen auch noch

etwa ganz gleich klingende wörter verschiedener bedeutung voneinander unterscheiden – sie sind also auch noch differenzierungsmerkmale. Gerade dieses verfahren, die möglichkeiten der schrift zu überfordern (abbilden des lautes bzw. des wortes, gewicht des lautes angeben und schließlich wortinhalte differenzieren), ist das restlos unbefriedigende unseres systems. Entlasten wir die schreibe wenigstens von einem dieser drei, wenn möglich von zweien, dann wird sie das dritte um so wirkungsvoller leisten können – entlasten wir sie von der aufgabe der quantitäts- und der differenzmarkierung: dann wird sie um so eher wieder reines, klares, rationales, logisches, überschaubares und unverwechselbares lautabbild werden. Was können wir zur ablösung der quantitätsangabe tun? Gibt es wege, auf denen das «schmerzlos» geht? Können wir uns dabei mit einem stimulans helfen? Beides ist unmöglich. Wir müssen zustand, hilfeangebot und operation ganz nüchtern sehen und – erleiden, wenn wir etwas rechtes leisten und erreichen wollen. Und das heißt:

Sämtliche dehnungszeichen, wofern sie in dieser funktion stehen, sind zu streichen. Sollten sich in dem einen oder anderen falle schwierigkeiten für den leser ergeben, sollten grenzfälle entstehen, dann ist nur nach dem gesichtspunkt der verdoppelung des konsonanten – die die kürze des vorangehenden vokals anzeigt, und zwar schon jetzt fast lückenlos und konsequent – zu verfahren. Dieses system, das wir oben schon als die fünfte form der quantitätsangabe für den vokal hätten nennen müssen, darf als einziges mittel zu diesem zweck übrigbleiben.

Die einschränkung, die wir machten, als wir sagten: «...sofern sie in dieser funktion stehen...» (nämlich als dehnungszeichen), bezieht sich auf h und e nach i in den fällen, in denen sie als dehnungszeichen mißverstanden werden. Wir sind uns darüber völlig im klaren, daß, wenn wir dem hiatus-h eine lautwertstellung einräumen, wir ein sprechsystem aufgeben, mindestens angreifen: daß nämlich dieses h in der hochsprache nicht gesprochen werden dürfe. Wir stellen es mit unserem vorschlag zur vereinfachung der dehnungszeichen ganz bewußt auf die stufe aller silbenanlautenden konsonanten. Zwar bemerken die sprechlehrer, das geschehe doch jetzt nach der faustregel «sprich wie du schreibst», das kann uns aber von der verantwortung nicht befreien, die wir damit auf uns

Fortsetzung siehe Seite 706

laden. Fragen des sprechprinzips oder gar eine kritik daran haben hier keinen raum.

Wir sagten auch schon, daß etymologischer und sprachverwandtschaftlicher zusammenhang durch unsere vorschläge nicht gestört werden dürfen. Das gilt eben für dieses hiatus-h, das weder in stehen noch er steht dehnungszeichen ist, also auch künftig als lautzeichen erhalten bleiben muß, während wir es in leren, er lert, lerte und gelert nebst der gelerte (ebenso wie in dem ähnlich klingenden wort das zweite e) leicht vermissen mögen, auch wenn manche glauben, daß das e in allen fällen einer «quantitätsstütze» bedürfe. Diese braucht es hier aber so wenig wie das e in wert, pferd, schwert. Ebenso wenig bedarf das i einer solchen «quantitätsstütze». Das bei diesem gedehnten i – zum beispiel in «lied» – stehende e war ursprünglich teil eines doppelauten, wie er in der oberdeutschen sprechweise immer noch erhalten, in der hochsprache aber verlorengegangen ist. Hier laufen zwei konträre vorgänge entgegengesetzt parallel: der verlust eines diftongs und der (recht fragwürdige) gewinn der «quantitätsstütze e bei jenen i, die nie ein e mit sich führten – ein ursprünglicher diftong hat sich als «stummes» dehnungszeichen «eingeschlichen». Aus einer der hochsprache gemäßen schreibe diesen wirrwarr, den außer dem filologen nicht so leicht jemand verstehen kann, zu eliminieren, hilft nur, sowohl das verstummte als auch das von je stumme e aus unseren wortbildern zu entfernen.

Das ist aus einem anderen grunde ebenso wichtig wie aus dem genannten: wir haben – wieder – viele wörter, in denen i und e als zwei vokale – nicht als diftong – gesprochen werden. Und wer – ohne höhere schulbildung oder gar allgemeines sprachstudium – könnte sie in jedem falle immer auf anhieb richtig sprechen? Histori/e - hysteri, akti/e - empiri, das kni - die kni/e. Wir haben einige der beispiele, die hier zu nennen wären und zu denen wir noch premi/ere und illustriren stellen, schon in einer «reformierten» gestalt gezeigt, um deutlichzumachen, was wir meinen. Die meisten «fälle» sind bei den fremd- und lehnwörtern zu finden, jedoch viele auch, wie dargestellt, in deutschen (neben kni nennen wir noch ich schri, wir schri/en). Hier handelt es sich nicht nur um ein klares darstellen des lautes, sondern noch viel mehr um die rückverwandlung des zeichens in den laut. Diese

zurückverwandlung könnte so auf höchst logische und rationale weise erleichtert und gesichert werden – sprich wie du schreibst, nannten wir oben die losung, die heute weit verbreitet ist und der hier entsprochen wird.

Wir können, das liegt in der natur der sache, nur problemkreise umreißen, skizzieren. Daß es dabei nicht um oberflächliche wünsche, sondern um «in der sache», das heißt in der sprache und in der schrift und ihrer «technik» liegende tiefere anliegen und ernst zu nehmende bedenken geht, möge daraus recht deutlich werden.

Ein unbekanntes Schulgebet

*Cunctas hujus res diei
committamus curae Dei:
Sive litteris studemus,
sive ludo indulgemus:
Ludus, Labor laudent Te,
o Magister Optime!*

*Fac discendo noscam vera,
fac me dicere sincera,
dicto fac oboedientem,
audiendo sapientem.
Legem Tuam doceas
me, Suprema Veritas.*

(Aus einer alten Handschrift. Formell weist dieses hymnenartig gebaute Gedicht einen starken Einfluß von Adam von St. Victor auf. Mitgeteilt von A. G. L.)

Es scheint im Wesen menschlicher Personenfaltung zu liegen, von einer liebenden Person geweckt werden zu müssen. Erst die Erfahrung des Geliebtseins weckt die Bereitschaft zur Liebe.

HOLLENBACH, Der Mensch als Entwurf